

# Die Zeitschrift

Nr. 15

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1912

## Der Ausweg.

Erzählung von Ernst Preczang.

(Fortsetzung)

Nolten saß auf dem Podium, vor sich die schwarze Aktenmappe, und blickte auf den Menschenstrudel da unten, auf die Tür, wo der Strom hereinquoll und auf die gegenüberliegende Musikantengalerie, die eigentlich nicht besetzt werden sollte, wo sich nun aber doch einige Herren sammelten. Nolten konnte sie nicht genau erkennen; aber er meinte, Heberlein mußte unter ihnen sein.

Das gab ihm ein Gefühl der Befriedigung — den hier zu wissen, der die ernstesten Fragen mit einigen spöttischen Redensarten glaubte abtun zu können, hier, wo er ihn anhören mußte und nicht ausweichen konnte.

Noltens Blicke schweiften den Saal entlang, diesen alten verräucherten Saal mit schweren, hölzernen Pfeilern und altmodischen Petroleumlampen, die angezündet wurden und gelb in die graue Dämmerung hineinblinzelten. Allerlei Schatten spielten über die Köpfe der sitzenden Menschen und an den Wänden hin. Hier und da quoll ein blaues Tabakswölkchen in die matte Sella, ringelte sich nach oben auseinander und schwebte zur gerundeten Decke empor, um ein paar dicke Engel, die gemalte Blumengirlanden hielten, noch mehr zu schwärzen als schon gesehen. Sein Ohr horchte auf das Gesurr und Gesumme, das heraufdrang wie

aus einem großen Bienenschwarm, hörte das Geklapper der Gläser und den lauten Ton des Spundhammers, der hinter dem Wisfett in Tätigkeit war.

Der junge Arzt hatte noch nie öffentlich gesprochen. Nun wunderte er sich, daß er so ruhig hier saß und nicht die Spur eines Lampenfiebers verspürte, trotzdem es ein wunderliches Gefühl war, all die Hunderte von Augen auf sich gerichtet zu sehen.

Und als Johannes Pfannengreber die Glocke gerührt und ihm das Wort erteilt hatte, da stand Nolten so ruhig auf, als sei es für ihn die alltäglichste Sache von der Welt, vor einer Versammlung zu sprechen.

Und ganz leidenschaftslos flossen seine ersten Worte in den Saal; in wenigen sachlichen

Sätzen gab er die Einleitung, die Darstellung der Motive, die ihn bewogen, der Arbeiterschaft selbst seine Erfahrungen zu vermitteln. Sie alle, die mehr oder weniger unter den besonderen Gesundheitsverhältnissen in der Fabrik leiden mußten, hätten ein Recht darauf, ihn zu hören, und er hoffe und wünsche, daß jeder der Anwesenden mit einem kleinen geistigen Gewinn nach Hause gehen werde. Er begann damit, die allgemeineren und auffälligsten Erscheinungen, die sich ihm im Laufe der Jahre geoffenbart hatten, zu charakterisieren und entrollte dann ein umfassendes Bild von den Schäden, die die einzelnen giftigen Substanzen unter gewissen Voraussetzungen verursachten. Er ging auf diese Voraussetzungen näher ein und zeigte, wie unter verschiedenen Umständen

auch die Wirkung der Gifte verschieden sei. Er illustrierte die Ausführungen mit zahlreichen Fällen aus seiner Praxis; er schlug die Aktenmappe auf, verlas Tabellen und stellte die normalen Krankheits- und Sterbeziffern den anormalen der chemischen Industrie gegenüber. Und je länger Dr. Nolten sprach, desto leichter und freier ward seine Rede. Kürzer und prägnanter wurden die Sätze, entschiedener der Ausdruck seiner Ansichten, anschaulicher die gegebenen Beispiele. Der reiche, schier unerschöpfliche Stoff



Chinesische Geschäftsstraße in Peking.

schien Wachs in seiner Hand; er formte ihn mühelos — und alles Schwankende, Gräßliche in seinem Wesen verflüchtete sich mehr und mehr. Er setzte die Tatsachen hart, nebeneinander und zog die Folgerungen mit einer Logik, die keiner Einwendung Raum zum Durchschlüpfen ließ.

Seine Augen begannen zu leuchten; die Wärme des Vortrages steigerte sich, und zuweilen unterstrichen leidenschaftliche Gesten das Gesagte.

Unten im Saal rührte sich längst nichts mehr. Das Gläsergeklapper war verstummt, die Tabakspfeifen ausgegangen. Alle Augen waren auf den Mann gerichtet, der jetzt in einem Tone von all den unerquicklichen Dingen sprach, als handele es sich um seine allerpersönlichsten Erlebnisse. Das war nicht mehr der Arzt, der kühl konstatierende Wissenschaftler — das war der Mensch, der mitfühlende, mitduldende Mensch, der seine Seele von einer heimlich getragenen Last befreite. Und vielleicht war es das Gewissen der Menschheit, das hier wieder einmal in einem wachgeworden war, der nicht gleichgültig zusehen konnte, wie Leben auf Leben verdarb. Er rief sie in den Saal, die Namen, einige Namen Verunglückter und Gestorbener, die als Opfer gefallen waren unter der Herrschaft unvernünftiger, unentschuldigbarer Zustände. Er erinnerte an Frau Selmer und ihre Kinder und sagte: „Man hat sie eine Mörderin genannt. Ich meine, auch sie ist gemordet worden; denn die heutige Welt mit ihren traurigen, mangelhaften Einrichtungen hat auf dem Gewissen!“

Und während der Redner zu einem Glase Wasser griff, um sich die trockene Kehle zu feuchten, ließ sich unten im Saale ein schüchternes Händeklatschen hören, das sich schnell vermehrte und dann zu donnerndem Beifall wurde.

Pfannengreber hatte die Hand an der Glocke, aber er rührte sie nicht. Seine braunen Augen glänzten wie Lichter, und er sah mit einem leisen, gerührten Lächeln bald auf den Redner, bald auf das Publikum. Waren sie wirklich wach geworden, die Müden und Stumpfen, die Gleichgültigen und Hoffnungslosen?

Langsam verebbte der Beifall, doch als die letzte Hand endlich ruhte, schluchzte ein leises Weinen durch den stillen Saal. Ein Weinen wie seiner, trüber Geigenton. Es zitterte über die Köpfe hin und ließ andere Frauen leise aufschluchzen, es lief an den Wänden entlang, machte die Herzen aller erbeben und wollte nicht enden.

Nolten stand blaß, mit gespanntem Gesichtsausdruck am Rednerpult und wartete auf das Verstummen. Und nun zwang es ihn, seinen Blick hinüberzurichten zur Musikantengalerie. Auch dort waren Lampen angezündet worden, und er erkannte jetzt ganz deutlich seinen Gegner. Das Licht fiel voll auf das strenge hagere Gesicht mit den Bartkoteletten, auf die blühenden Gläser des Aneifers und die blinkende Uhrkette. Wie aus Stein gehauen, bleich und unbeweglich saß der Direktor da, und Nolten schien es, als zude auch in seinem Gesicht etwas wie Rührung bei diesem Weinen. Er beachtete die scheuen Blicke seiner Umgebung nicht, sondern hielt die Augen starr und gerade auf Nolten gerichtet, als wollte er ihn bannen. Dieser erwiderte den Blick und wußte nun, daß der Mann dort drüben sein unerbittlicher Feind sei.

Das Weinen war verklungen. Aber Nolten hörte es noch, und es schien ihm, als sei nun jedes Wort schal und nüchtern. Er sprach noch einige Schlusssätze und beendete seinen Vortrag, indem er sagte: der gute Geist der Erkenntnis und des helfenden Willens möge über allen walten, die diese Dinge zum Besseren wenden könnten

Und während er sich tief aufatmend niederließ, dankte ihm noch einmal der Beifall der Versammlung, und Pfannengreber schüttelte ihm die Hand, als ob er ihm alle Finger zerbrechen wolle.

Dann fragte er, ob jemand das Wort wünsche. Vielleicht ein Gegner? Er sah hinüber zur Galerie, aber Herr Heberlein saß unbewegt wie vorher.

„Also niemand?“

Schüchtern streckte sich aus der Versammlung eine Hand empor und dann noch eine und eine dritte und vierte.

Und von Lippen, die ein fliehendes Reden nicht gelernt, und aus Seelen, die bisher schweigend alles erduldet hatten, brach sich bittere Klage, bebender Zorn, flammender Haß Bahn. Und immer mehr wollten sprechen, wollten klagen und zürnen, wollten ihre Lebensgeschichten erzählen, trotzdem diese einander gleichen wie trübe Regentage.

Junge, zornige Männer standen auf und ballten die Faust, Frauen, die vor Erregung zitterten, warfen abgebrochene Sätze in den Saal von ihrem häuslichen Elend und den Kindern, die schon das Gift mit der Muttermilch einsogen; Greise erhoben sich und stammelten unverständliche Worte aus zahnlosem Munde — von ihrem Leben, das kein Leben gewesen.

Nolten saß versunken da und hörte und sah auf das wirre Durcheinander, das sich dort unten entwickelte und allen Glockenzeichen Pfannengrebers trogte. Immer mehr erhoben sich und reckten die Hände und schrien und schluchzten und drohten, bis es wie ein einziger großer, gellender Schrei war, der den Saal erfüllte.

Träumte der Arzt? Er meinte, nun müsse, wie in seinem früheren Traum, Griegul erscheinen, und die Wände müßten bersten und —

Neben ihm himmelte heftig die Glocke, und Pfannengreber rief mit aller Lungenkraft in den Saal: „Kollege Griegul hat das Wort.“

Nolten riß die Augen auf. Da stand der alte, grauhaarige Arbeiter am Rednerpult, nickte ihm zu und wartete, daß der Lärm sich lege. „Ja,“ sagte er zu Nolten, „nun haben Sie sie geweckt. Und ich will mein Teil tun, daß sie nicht wieder einschlafen.“

„Aber — Sie sind doch noch krank. Die Kräfte wird Sie bestrafen.“

„Es kostet 'nen Taler,“ sagte Pfannengreber. „Wenn nicht zwei.“

Griegul zuckte lächelnd die Achseln: „Soviel ist mir Ihr Vortrag wert, Herr Doktor. Aber jetzt muß ich sprechen, und wenn's den Kopf kostet.“

Pfannengreber schwang die Glocke. Allmählich ward es ruhiger im Saal. Griegul begann:

„Laßt mich bloß ein paar Worte sagen, Kolleginnen und Kollegen. Mit Schreien, Weinen und Fäustemachen kommen wir nicht weiter. Denkt an das schöne Wort, mit dem unser verehrter Referent seinen Vortrag schloß. Er meinte: der gute Geist der Erkenntnis möge über allen walten, die diese Dinge bessern könnten. Aber — das ist nun die große Frage: wer kann sie bessern? Die Fabrikleitung, werdet Ihr meinen, und das ist ja auch zum guten Teil richtig. Oder der Staat mit Gesetzen, nicht wahr, und das wäre auch richtig. Aber Ihr müßt bedenken, daß die Fabrikleitung nur der geschäftsführende Ausschuß der Aktionäre ist, die viel, sehr viel Geld haben wollen, und daß auch die Regierung vorzugsweise die Geschäfte der Besitzenden besorgt. Wer bleibt da noch, auf den wir hoffen könnten? Wir selber. Ja, Kollegen, wir selber müssen die Dinge zum Besseren wenden! Und kein anderer wird es tun, wenn wir selbst weiter schlafen, wie wir bis heute geschlafen haben. Aber nicht der einzelne kann die Dinge bessern, der einzelne ist so gut wie nichts der Macht des Kapitals und

der politischen Macht der Herrschenden gegenüber; den einzelnen bläst man weg wie nichts. Aber wir alle! Das ist etwas anderes. Nicht nur wir aus dem einen Betriebe, sondern alle Arbeiter aus allen Betrieben vereinigt — das gibt eine Macht. Zusammenhalten, fest zusammenhalten, das ist das einzige, was die Dinge bessern kann. Damit laßt uns anfangen, und dann kommt das andere von selbst. Laßt uns heute ein paar Männer wählen, die unserem Zusammenhalt eine Form geben und dafür sorgen sollen, daß wir wachbleiben. Und, Kolleginnen und Kollegen, wenn es nötig werden sollte, dann laßt uns kämpfen für unsere Gesundheit, unser Leben, unser Brot!“

Nein, Nolten fühlte es, nach diesen klaren, nüchternen Worten konnten die Wände nicht bersten. Aber eine andere Empfindung ward in ihm wach und ward zu einem Bilde: wie ein Maurer mit Winkelmaß und Wasserwaage überlegend das Fundament eines Hauses herzurichten begann. . . .

Die Kommission wurde gewählt. Griegul und Pfannengreber gehörten ihr an.

Die Masse drängte aus dem Saal, überflutete noch einmal die Hauptstraße der Altstadt und teilte sich wieder in zwei dunkle Ströme, deren einer unten am Fluß entlang lief, während der andere sich in der Kastanienallee verlor, die über das Feld in das Fabrikviertel führte. —

Nolten wanderte auf Umwegen heim. Er mußte sich bewegen, um die innere Erregung zu dämpfen, die in ihm nachzitterte. Sein Blut floß schnell und warm durch die Adern, und eine nie gefannte Leichtigkeit in allen Gliedern machte ihm das Gehen zum Genuß. Irgendein unsichtbarer Druck war von ihm genommen; sein Blick schweifte frei und leicht umher und erfreute sich an den Bildern, die rings um ihn aus dem Abend hervortauchten: hier der breite Koloz eines dunklen Häckerklumpens mit hellen Punkten, dort der Schattenriß eines Baumes oder Strauches oder einer Menschengruppe.

Als er sich dem Fabrikviertel näherte, hörte er ein dumpfes, gleichförmiges Aufstoßen und sah bald darauf eine kleine gebeugte Gestalt, die sich an Krücken fortbewegte. Als er sie fast eingeholt hatte, erkannte er, daß es Wajmann, ein alter Invalide, war, den sie im Ort nicht anders als „Krückenkarle“ bezeichneten. Nolten bemerkte, daß er im Selbstgespräch war und eifrig mit dem Kopfe wackelte und nickte. Als er die Schritte des Arztes hinter sich hörte, blieb er mit schiefgeneigtem Kopf stehen und lauschte. Gewohnt, alle an sich vorbeigehen zu lassen, da niemand so langsam vorwärts kam wie er, trat er auf die Seite und äugte in die Dunkelheit.

„Ah, der Herr Doktor!“ Seine Hand versuchte eine Bewegung nach der Mühe hin.

„Guten Abend! Nun, wie geht's?“

„Schön' Dank, Herr Doktor!“ Der Alte setzte sich wieder in Bewegung; er sprach langsam, sehr bedächtig, stoßweise. „Mir geht es gut. Unverrufen!“ Er setzte einen heftigen Nicker dahinter und stieß mit den Krücken auf. „Man kann ein armer Mann sein und doch glücklich!“ Er blickte zur Erde und schwang sich zwischen seinen Stöcken dahin.

„Ja,“ sagte Nolten, „warum nicht? Schließlich kommt es ja ganz auf die Augen an, mit denen man die Welt besieht.“

„Die Welt ist ganz gut so, wie sie der Herr, unser Gott erschaffen hat. . . . Ich will beileibe nicht gegen den Herrn Doktor streiten, bin ja man 'n alter, dummer Perl. . . . Aber mit der Klugheit kommen wir auch nicht weiter.“

„Ich verstehe Sie nicht ganz.“

„Der Herr Doktor hat ja studiert und allerlei herausgefunden, was. . .“ er unterbrach sich. . . . „ich war auch in der Versammlung und hab' den Herrn Doktor reden hören.“

„Es scheint aber, als ob es Ihnen nicht sehr gefallen hat, was ich sagte.“ (Fortf. folgt.)

## Die wirtschaftliche und politische Entwicklung Chinas.

Von A. Conrady.

(Schluß.)

Schon in den ersten Jahren der Revolution verfielen die Kaiserlichen zur Aufbringung von Mitteln für die Kriegsführung auf die Einführung des Zifin. Dieses war zunächst eine nominell freiwillige, tatsächlich aber obligatorische Abgabe von allen Warentransporten im Lande. Das Zifin begann klein, wurde aber immer größer und rasch zur dauernden Einrichtung. Es stieg allmählich bis auf 2 bis 3 Prozent vom Wert der Ware und wurde in dieser Höhe auf unbegrenzte Zeit beibehalten. Das wäre nun als Zugabe zu den Warenaufschlägen und Verbrauchsabgaben schon eine kräftige Extrabelastung aller Handelsartikel gewesen. Das schäufte war aber, daß das Zifin von einer Ware nicht nur einmal erhoben werden konnte, sondern bei einer Ware, die weite Strecken zurücklegte und durch eine Reihe verschiedener Gebiete kam, so oft es oftmal eingetrieben wurde, so daß das Zifin sich faktisch in einem großen Teil aller Fälle auf 20 bis 30 Proz. vom Wert der Ware belief. Diese Zifinzölle blieben nun eine Hauptbeschwerde nicht nur des ausländischen Handels mit China, der natürlich enorm dadurch behindert wurde, sondern auch der chinesischen Kaufmannschaft. Klar wurde auch im Laufe der Zeit, daß Abhilfe vom bestehenden Regierungssystem nicht zu erwarten sei, daß dieses bei seiner finanziellen Misere der Zifinzölle nicht entraten könne und zu einer wirklichen Finanzreform ebenso unfähig sei, wie zu allen anderen ernstlichen Reformen.

Das Mandchurenregime nach dem Siege über die Revolution war noch schlimmer als vorher. Die Regierungsgewalt war, während der Kampf mit den Revolutionären noch tobte, in andere Hände übergegangen, als in die des jammervollen Kaisers Siengfong, der 1850 Taokuang gefolgt war. Sein Tod erfolgte 1861 in Jehol, fern von Peking, wo er sich bei Annäherung der verbündeten Engländer und Franzosen nicht mehr sicher gefühlt hatte. Eine Palastrevolution folgte seinem Hinscheiden auf dem Fuße. Siengfong hatte zuguterletzt für seinen unmündigen Sohn einen Regentschaftsrat von mehreren machthungrigen Prinzen eingesetzt. Das paßte aber einer anderen Clique sehr wenig, an deren Spitze die Hauptkonkubine oder Nebenfrau des Verstorbenen, gleichzeitig Mutter des Thronfolgers, Tzuhsi stand. Mit ihr Hand in Hand ging die eigentliche Gemahlin des Kaisers Tzuan und der einflußreiche Prinz Kung. Diese Gruppe benutzte nun die Langsamkeit, mit der die Regenten im Gefolge des Reichens nach Peking kamen, um, hierhin vorausgeeilt, sich aller Machtmittel, insbesondere der Truppen, zu versichern. Auf die bewaffnete Macht gestützt, boten die verbündeten Kaiserinnenwitwen und Prinz Kung den endlich anlangenden „Regenten“ offen Trotz und rissen kraft des bekannten Rechts des Stärkeren die Regierungsgewalt an sich, worauf die Regenten als Hochverräter ihr Leben einbüßten. Prinz Kung mochte geglaubt haben, nun faktisch Kaiser von China zu sein. In diesem Falle hatte er aber die Herrschsucht und die Fähigkeiten der Kaiserinwitwe Tzuhsi unterschätzt. Sie ließ dem Prinzen zwar, so lange sie selber noch nicht viel Kenntnis der praktischen Regierungsgeschäfte befaß, in großem Maße freie Hand, verlor aber keinen Augenblick ihre überlegene Autorität als Regentin aus den Augen, so daß Kung, als er sich 1865 einmal erlaubte, gegen die Vorschrift bei einer Audienz vor Tzuhsi die knieende Haltung zu verlassen,

in des Teufels Küche kam und in der gräulichsten Weise vor ganz China gedemütigt wurde. Die Mitregentin Tzuhsi, die ihr an Fähigkeiten weitaus nachstand, Tzuan, überließ der ehrgeizigen Kollegin mehr und mehr das Feld, nur hier und da Zeichen von Eigenwillen an den Tag legend. Eine despotische Natur, brachte Tzuhsi es rasch dahin, daß niemand sie als höchste Autorität zu bestreiten wagte. Daran änderte auch nichts das Heranwachsen ihres Sohnes Lungtschi, der nie zu wirklicher Mündigkeit gelangte. Tzuhsi begünstigte seine Sineigung zu einem ausschweifenden Lebenswandel, der ihn ganz energielos machte. Dabei behielt sie eben das Feste in Händen und durfte sich auch der Hoffnung hingeben, daß seine Gemahlin ihm keinen Erben gebären werde, bei dessen Thronbesteigung sie zugunsten einer neuen Kaiserinwitwe in den Hintergrund treten mußte. Faktisch ist sie Kaiserin von China gewesen bis zu ihrem Tode vor einigen Jahren.

Es war ein wüßtes Regiment, das da geführt wurde. Tzuhsi versuchte nicht nur nichts Ernstliches dagegen zu tun, sondern trieb es tatsächlich mit am tollsten. Zu einem wüßten und verschwenderischen Lebenswandel disponiert, stellte sie mit ihrer Umgebung einen Hof dar, der dem der russischen Katharina II. in nichts nachstand. In dieser würdigen Gemeinschaft von Karrierehansern, Schmarobern und Spitzbuben spielten die größte Rolle die Eunuchen der Kaiserin, bei deren mehreren aber kein Zweifel sein kann, daß sie gar keine Eunuchen waren, sondern neben zahlreichen Gelegenheitsamouren zur Befriedigung der unerfüllten Liebensbedürfnisse Tzuhsis beitrugen. Am bekanntesten darunter ist der „Eunuch“ geworden, der sie überlebte und es in ihrem Dienst auf ein Vermögen von wenigstens 40 Millionen Mark gebracht hat, Ziliening, genannt Schublickerwachs, weil er als Lehrling eines Schuhmachers seine Laufbahn begonnen hatte, auf der er schließlich zum weitgehendsten Einfluß auf die Kaiserin, auch in politischen Dingen, gelangte. Mit ihm und seinen Vorgängern machte die Kaiserin auch gemeinsame Sache in den Erpressungen und Märbereien, die zur Füllung der kaiserlichen Schatzkammer wie der Söllingstaschen dienten. Versteht sich, daß unter solchen Umständen auch von einem bloßen Versuch, der allgemeinen Korruption im ganzen Lande ein Ende zu machen, gar keine Rede sein konnte. Wenn die Kaiserin öfters die Landesmutter spielte, so war das darauf berechnet, der Welt Sand in die Augen zu streuen. Sich einen volksfreundlichen Anstrich zu geben, verstand Tzuhsi ebenso gut wie die Zarin Katharina. Das Massenelend nahm mächtig zu. Dafür spricht u. a. die Tatsache, daß der Export von Kulis, von chinesischen Arbeitsklaven durch Weiße unter der Regierung der Tzuhsi zeitweilig enorme Dimensionen annahm. Auch die Auswanderung von Chinesen schwoll mächtig an in Ermangelung von ausreichender Arbeitsgelegenheit im Lande selbst. Die Proletarisierung der Bevölkerung hat offenbar große Fortschritte gemacht, so daß große Landstrecken in die Hände von Mandchugrößen und von chinesischen Räubern aus Mandarinenkreisen übergingen.

Freilich verließ Tzuhsi und ihre Umgebung nie die geheime Angst, daß es wieder zu großen revolutionären Erhebungen kommen könnte. Wir kennen Äußerungen von ihr aus dem Jahre 1870, die davon zeugen, daß sie vor dem rebellischen Geist im Süden große Furcht hatte. Neben ihrer Herrschsucht sprach auch ihr schlechtes Gewissen mit bei den Schritten, die sie im Jahre 1875 tat, als ihr Sohn Lungtschi verstarb. Die Gemahlin des Verstorbenen war schwanger und das Gegebene wäre nun gewesen, auf den Thronerben zu warten. Das paßte aber der Kaiserin und ihrem Anhang nicht in den

Kram, weil ihr dann die neue Kaiserinwitwe als Mutter des unmündigen Kaisers vorgegangen wäre. So setzten Tzuhsi und ihre Clique durch, daß in einem Kronrate beschlossen wurde, einen anderen unmündigen Prinzen aus dem Kaiserhaus als Kuanghsü auf den Thron zu heben und die beiden Kaiserinnenwitwen Tzuhsi und Tzuan wieder als Regentinnen anzunehmen. Als Hauptgrund für die Uebergehung des legitimen Erben führten Tzuhsi und ihre Leute an, daß die Zentralgewalt keinen Moment unbefest bleiben dürfe, weil der Geist der Taipingrebellion im Süden noch nicht erloschen sei, sondern jeden Augenblick zu einem neuen Ausbruch führen könne. Der Sicherheit halber wurde die unglückliche Wittve des Kaisers Lungtschi schleunigst umgebracht; an die offizielle Version, daß sie Selbstmord begangen habe, glaubte kein Mensch. Seitdem stand nominell zwar noch die Mitregentin Tzuan neben Tzuhsi. Am allgemeinen aber behauptete diese die Alleinherrschaft. Freilich hatte die Beigeordnete sich ihr schon verhaßt gemacht durch gelegentliche Eigenmächtigkeiten. So hatte Tzuan auf des Prinzen Kung Betreiben 1869 Tzuhsis damaligen, aus guten Gründen allgemein verhassten Lieblingsemuehen hinrichten lassen, natürlich ohne Vorwissen Tzuhsis, die, von dem Geschehenen benachrichtigt, eine derartige Szene machte, daß die Kollegin auf lange hinaus genug hatte. Als Tzuan wieder zu Anfang der 80er Jahre sich dazu antreiben ließ, gegen Tzuhsi nunmehrigen Liebling „Schublickerwachs“ Schritte zu unternehmen, war das Maß voll: die zweite Regentin erkrankte und starb, sehr gelegen. Kein Mensch bezweifelte, daß Tzuhsi sie habe vergiften lassen. Formell verzichtete sie endlich auf ihre Allmacht, als sie 1889 den Kaiser Kuanghsü selber die Regierung übernehmen ließ. Aber der junge Mensch blieb völlig unter ihrer Herrschaft, und jeder wußte, daß Tzuhsi nach wie vor die Fäden in der Hand habe an denen vor allem nun der Kaiser als Drahtpuppe tanzte.

Zwischen hatte China wieder begonnen, in auswärtige Schwierigkeiten hineinzugeraten, die im Laufe der Zeit auch die inneren Fragen wieder akut werden ließen. Seit Anfang der 80er Jahre machten sich wieder europäische Mächte die Schwäche Chinas zunutze, um sich auf Kosten des Reiches der Mitte auszudehnen. So eignete sich England Birma an, ohne sich darum zu kümmern, daß dieses hinterindische Gebiet ein chinesischer Vasallenstaat war. Frankreich unternahm um dieselbe Zeit einen Vorstoß gegen Tongking von Cochinchina aus, der einen regelrechten Krieg zwischen der französischen Republik und China zur Folge hatte. Im Laufe dieses Feldzuges erwiesen sich die Chinesen militärisch nicht mehr als ganz so verächtliche Gegner wie zur Zeit der Opiumkriege. Während sonst in China alles beim alten geblieben war, hatte man doch auf militärischem Gebiet einiges Neue nach europäischem Muster geschaffen. Trotz etlicher siegreicher Treffen gegen die Franzosen mußte China aber schließlich Tongking aufgeben. Sehr bedenklich sahen auch russische Eisenbahnbauten in Zentralasien und Sibirien aus, die auf St. Petersburger Absichten gegen China zu schließen nötigten. Außer den europäischen Mächten aber wurden auch stamm- und kulturverwandte Asiaten jetzt dem chinesischen Koloss gefährlich: Japan, das sich nach europäischem Vorbild umgestaltet hatte und nun Expansionsabsichten bekundete, die China in Mitleidenschaft zogen. Ging es bei den Auseinandersetzungen in den 80er Jahren noch ohne kriegerische Verwickelungen, wenn auch nicht ganz ohne Gebietsverlust für China ab, so kam es dagegen in den 90er Jahren zum ernstlichen Konflikt wegen Korea, auf das Japan seine Hand legen wollte, China aber alte Oberherrschaftsansprüche



Brunnen zum Bewässern der Teefelder.



Die Kamelbrücke bei Peking.

geltend machte. Infolgedessen wurde zwischen beiden Mächten 1894 bis 1895 ein Krieg geführt, der mit der völligen Niederlage Chinas endigte und zeigte, daß gegen einen zu starker Machtentfaltung gerüsteten Gegner die chinesischen Streitkräfte zu Wasser und zu Lande völlig unzulänglich waren. Daß das beschämende Ergebnis auch mit dem verrotteten Zustande des chinesischen Staatskörpers zusammenhing, ergab sich besonders aus dem völligen Versagen der neuzeitlichen chinesischen Marine, das sich daraus erklärte, daß die für die Flotte bestimmten Gelder von der Kaiserin und ihrem Anhang von Schmarozern und Spitzbuben ganz munter zu persönlichen Zwecken unterschlagen worden waren.

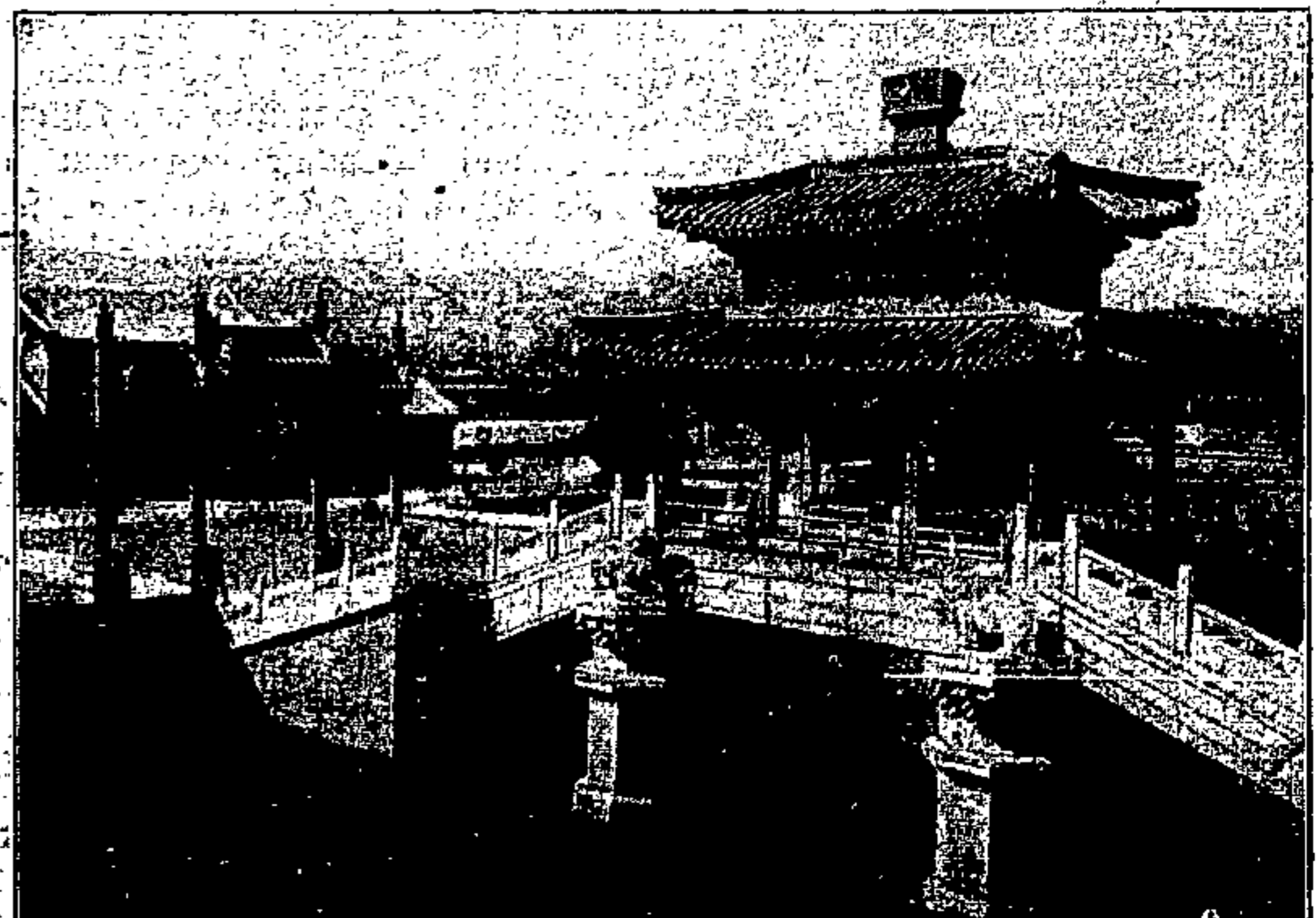
Der einleuchtende Beweis von Ueberlegenheit, den die sonst so verachteten Japaner erbracht hatten, machte in China starken Eindruck, wenigstens in Kreisen von selbständig denkenden Literaten und anderen aufgeklärteren Elementen. Der demütigende Frieden, den China schließen mußte, hatte unmittelbar im Gefolge eine scharfe Petition von mehr als tausend Literaten in Peking, die gegen den Vertrag von Schimonoseki protestierten und in dürren Worten eine gründliche Umgestaltung des ganzen Staatswesens forderten, damit China stärker werde. Die Seele dieser Reformbewegung war ein Literat Kanghuwei, der schon im Jahre 1888 eine Denkschrift mit einem ganzen Reformprogramm eingereicht hatte, ohne auch nur Gehör zu finden. Auch die Literatenbewegung, als deren Führer er die Reformpetition von 1895 abgefaßt hatte, führte unmittelbar zu nichts, indem es den Reaktionsären gelang, einem großen

Teile der Wittsteller klar zu machen, daß sie von einer gründlichen Umgestaltung, insbesondere auch des ganzen Bildungsbetriebs, Gefährdung ihrer eigenen auf dem alten Lehrgange und Prüfungswesen beruhenden Karriere zu befürchten hätten; dadurch war vorerst ein Keil in die Schar der Reformen getrieben. Kanghuwei aber ließ den Mut nicht sinken, sondern wandte sich nun wieder auf eigene Faust mit einer Denkschrift an den Kaiser, die nun auch wenigstens den Erfolg erzielte, gehört zu werden und Beachtung zu finden. In dieser und weiteren Staatschriften legte Kang in umfassender Weise alle Krebschäden des chinesischen Staatswesens bloß, die Korruption des Beamtentums, das veraltete Bildungs- und Prüfungswesen usw., und verlangte eine völlige Neuorganisation auf der Grundlage der westeuropäischen Gestaltung von Staat und Gesellschaft, Technik, Oekonomie, Bildung, so wie sie sich in Japan erfolgreich vollzogen; nur dadurch könnte China stark werden und dem sonst unvermeidlichen Schicksal entgehen, von den europäischen Staaten verschluckt zu werden. Es ist sicher, daß Kangs Ideen damals in der Nachbarschaft des Kaisers einen gewissen Einfluß erlangten. Die wirkliche Macht aber befand sich nach wie vor in den Händen der Kaiserin-Witwe und hinter sie steckte sich nun das konservative Beamtentum, das sich in seinen Interessen bedroht sah, und setzte es durch, daß im August 1895 die Fürsprecher der Reformgedanken in der kaiserlichen Umgebung ihrer Ämter entsetzt wurden. Kanghuwei selber ging nach seiner Heimat im Süden zurück und agitierte für seine Bestrebungen, die hier wie in den Jangtse-

provinzen zahlreichen Anhang fanden. In diesen Jahren wurde die ökonomische und politische Unabhängigkeit Chinas immer mehr gefährdet, die Unhaltbarkeit der bisherigen Zustände immer klarer. In ökonomischer Hinsicht war besonders bedeutungsvoll, daß der Friedensvertrag mit Japan, der eine von China zu bezahlende Kriegsschädigung vorsah, beträchtliche chinesische Anleihen beim europäischen Kapital zur Folge gehabt hatte. Wie die Zinszahlung die chinesischen Finanzen erst recht in hoffnungslosen Wirrwarr versetzte, so machten sich auch bald stark bemerkbar die wirtschaftlichen Vorteile, die sich das internationale Finanzkapital ausbedungen hatte in Gestalt von Bergwerks- und besonders Eisenbahnkonzessionen. Wie nun immer offenkundiger wurde, daß das westliche Kapital China als einen großartigen Schauplatz für alle Ausbeutungsmethoden ansah, so zeigte sich auch immer deutlicher, daß die kapitalistischen Regierungen geradezu darauf hinsteuerten, ganze Stücke von China zur systematischen Exploitation an sich zu reißen, ein Treiben, das in der Zeit von wenigen Jahren einen solchen Umfang annahm, daß ernstlich von einer bevorstehenden Teilung Chinas gesprochen wurde. Man weiß, wie Deutschland von 1897 zu 1898 Kiautschou „pachtete“, wie dann Rußland auf Liautung, England in Weihaitwei, Frankreich in Kwangtschauwan mit ähnlichen Eingriffen in das chinesische Staatsgebiet folgten. Gerade damals machte sich nun Kanghuwei wieder in Peking vernehmlich mit einem neuen Kassandrarauf, der im Dezember 1897 abgefaßt ist und darlegt, daß einer völligen Teilung Chinas nur vorgebeugt werden



Die Drachenmauer mit dem Latarenbaum im Kaiserpalast.



Haupteingang zum Sommerpalast in Peking.



Handwerker auf der Straße.



Ein Kaufladen.

könne, wenn es völlig nach europäischem Vorbild modernisiert werde. Kang und seine Freunde machten nun großen Eindruck. Es stellte sich aber auch bald heraus, daß mit einer mächtigen interessierten Gegnerschaft zu rechnen sei. Im April 1898 gab es in Peking einen riesigen Skandal, als die Reformen versuchten, die Tausende zu den großen Staatsexamen in Peking zusammengeströmten Literaten für eine Eingabe zur Abschaffung des bisherigen Bildungsganges und Prüfungssystems zu gewinnen. Faktisch waren kaum hundert unter all den Tausenden dafür zu haben, während die übrigen aus der Vorstellung heraus, daß bei einer Neueinrichtung des Examenwesens auf Fachkenntnisse an Stelle der hergebrachten Beschränkung auf altchinesische Literatur ihre persönlichen Aussichten ruiniert seien, wütende Opposition machten, die bis zu Prügeleien ging.

War das für Kang und seine Freunde ein bedenkliches Omen, so erreichten sie dagegen jetzt tatsächlich weitgehenden Einfluß auf Kaiser Kuanghsü, der Miene machte, sich von der Beherrschung durch Tzuhsi zu emanzipieren. Kuanghsü war ohne Zweifel ein wohlmeinender, wenn auch schwacher Mann, der völlig für die Reformideen gewonnen war und den besten, allerdings nicht rücksichtslos energischen Willen hatte, ihre Durchführung einschließlich Verfassung und Selbstverwaltung zu versuchen. Es fehlte ihm aber, wie sich nun zeigte, als die Re-

former die Umgebung des Monarchen bildeten und zahlreiche Reformedikte ergehen ließen, die Macht, um etwas durchzusetzen. Diese Edikte beseitigten auf dem Papier das Alte in den verschiedensten Richtungen, blieben aber auch auf dem Papier, wie der Kaiser persönlich klagte, weil die Statthalter und sonstigen Beamten nichts zur Durchführung taten. Alle diese Herrschaften waren eben, wie fast das ganze Mandschutum, heftige Gegner aller der Neuerungen, die mit dem für sie vorteilhaften alten Klüngel aufräumen sollten. Ein Griff ins Wespennest war besonders ein Edikt, das eine Menge von fetten Freunden aufhob, die tatsächlich bloße Sinekuren darstellten. Aber das ganze Schmarobertum wollte natürlich von der Beseitigung seiner Einnahmequellen nichts wissen und geriet in beständig steigende Wut über das „revolutionäre Treiben des Kaisers und seiner Freunde“, der Reformen. Wenn alles auf Gemeinnützigkeit geprüft werden sollte, wo blieben da die Bannertruppen mit ihren Bezügen, wo der Mandschuadel mit seinen Privilegien und Grundrenten? Den Mittelpunkt der reaktionären Bestrebungen bildete nun niemand anders als das böse alte Weib, das tatsächlich immer noch die Macht in Händen hatte, die Kaiserin-Witwe. Sie wartete bloß auf den günstigsten Augenblick, um ihren Schlag gegen die Reformen zu führen. Diese dachten nun darauf, Tzuhsi jedes Einflusses zu berauben. Dazu aber gehörte die Beseitigung ihres militärischen Günstlings

Junglu, der über die modern ausgebildeten Truppen im Norden verfügte. Er sollte hingerichtet werden und zwar war die Ausführung dieses kaiserlichen Befehls dem Manne zugeordnet, der sein Nachfolger als Oberbefehlshaber der Truppen sein sollte und für einen zuverlässigen Anhänger der Reform galt; kein anderer als der

neuerlich so vielgenannte Quanschikai. Quanschikai aber machte den Verräter und warnte Junglu, der schleunigst Tzuhsi in Bewegung setzte. So wurde nun im Kriegsrat der reaktionären Verschwörer unverzüglich ein Gewaltstreik gegen die Reformen beschlossen. Die Ausführung war um so leichter, als Kuanghsü der Kaiserin-Witwe gegenüber so schwach wie ein Kind war. Das Ende der sogenannten Hundert Tage der Reform war also, daß Tzuhsi im September 1898 den Kaiser wie einen dummen Jungen abstrafte und demnächst auf einer Insel im Bereich der kaiserlichen Paläste ganz von der Außenwelt absperrete, die Regierung wieder völlig in ihre Hand nahm. Der Kaiser war tatsächlich abgesetzt und wäre ohne Zweifel auch ermordet worden, wenn die Kaiserin nicht Angst gehabt hätte vor revolutionären Konsequenzen im Süden. Dagegen ging es einer Reihe von Reformern an Hals und Krage. Kanghuwei war rechtzeitig, vom Kaiser gewarnt, auf englisches Gebiet entkommen und entging dadurch der reaktionären Rache. Eine Anzahl seiner Freunde dagegen wurde unverzüglich in Peking hingerichtet.

Die einfache Schlussfolgerung aus dem Laufe der Dinge mußte für jeden, der ernstlich eine Umgestaltung Chinas wollte, die sein, daß dem vielgeprüften Lande das Heil nicht von oben kommen könne, sondern nur von unten, vom Volke selbst, das sich in einer großen Volkserhebung der Gewalt bemächtigen und sie



Kavalleristen.



Chinesische Speisewirtschaft.



Beim Barbier.

zur Begründung eines modernen, freiheitlichen Gemeinwesens gebrauchen müsse. Zu dieser Konsequenz gelangte mancher von den bekanntesten Reformern und wohl der größte Teil ihres Anhangs. Schon früher aber hatte es nicht an klarschauenden Männern gefehlt, die sich bereits vor der Probe von 1898 gefast hatten, daß das Mandchu- und Mandarineeregiment aus Eigennutz zur Selbstreformierung unfähig sei, sondern nur auf revolutionärem Wege gestürzt werden könne. Der heute bekannteste unter den ersten neuen führenden Revolutionären Chinas seit dem Taipingaufstand ist Dr. Sunjatsen, der schon vor anderthalb Jahrzehnten die chinesische Republik erstrebte und erhoffte. Um ein Haar hätte sich die Reaktion 1896 des gefürchteten jungen Rebellen bemächtigt, indem ihn die chinesische Gesandtschaft in England ungeschert auf offener Straße in London aufgreifen ließ, um ihn nach China zur Bestrafung transportieren zu lassen. Das Eingreifen der englischen Regierung erhielt den kühnen Republikaner seinem Lande, dem er seitdem so große Dienste geleistet hat durch revolutionäre Agitations- und Organisationsarbeit. Zu Ausgang des vorigen Jahrhunderts hatten die chinesischen Reaktionäre wieder große Angst vor revolutionären Ausbrüchen. Sie verfielen nun auf einen Trick, der auch in Europa nicht unbekannt ist, auf eine Ablenkung nach außen hin. Im Mittelpunkt der Mandchuherrschaft, in der verbotenen Stadt von Peking, ließen die Fäden der Boxerbewegung zusammen, die 1900 zu dem großen Ausbruch des Fremdenhasses und nächst dem zum Chinafeldzug seligen Angedenkens führte. Es war darauf abgesehen, die allgemeine Aufmerksamkeit davon abzulenken, daß China bloß durch den Sturz seiner herrschenden Klasse geholfen werden könne, vielmehr den Eindruck zu erwecken, als wenn die alleinige Wurzel alles Übels einzig die Fremden seien mit ihren Eisenbahnen, Bergwerken, Fabrikwaren; die Konkurrenz der letzteren machte jetzt bereits der chinesischen Hausindustrie, hauptsächlich der Textilindustrie, böse zu schaffen. Es gelang der Reaktion, mit ihren schwarzen Hunderten, den sogenannten Boxern, es dahin zu bringen, daß eine Menge von Weißen niedergemacht wurde. Aber dann kam die Besetzung Pekings durch die internationalen Streitkräfte und die Flucht des Hofes ins Innere. Die staatliche Existenz Chinas blieb bloß deshalb erhalten, weil die Mächte sich nicht über die Verteilung der Beute einigen konnten. Indes setzte Rußland sich nun erst recht in der ganzen Mandchurei fest. Natürlich nahm auch das Konzessionswesen nun noch ärgere Dimensionen an als zuvor, und die ökonomische Abhängigkeit Chinas vom Ausland und seine finanzielle Herrichtung steigerten sich noch durch die Entschädigungen, die es auf sich nehmen mußte; die Staatsschuld schmolz allmählich so hoch an, daß ihre Verzinsung die halben Staatseinnahmen verschlang.

Der verunglückte Schachzug der Reaktionäre schwächte natürlich ihre Position im Innern enorm, anstatt daß die erhoffte Stärkung eingetreten wäre. Ein Umsichgreifen der revolutionären Bewegung war schon zur Zeit des internationalen Vormarsches gegen Peking zu konstatieren, indem in Hankau eine Verschwörung zum Vorschein kam, die den Umsturz der Dynastie und der bisherigen Regierung bezweckte sowie ein Abkommen mit den Fremden herbeiführen wollte. Eine lange Reihe beteiligter Revolutionäre wurde ohne weiteres hingerichtet. Damit war aber nichts an dem Faktum zu ändern, daß die revolutionären Ideen rasch an Ausbreitung gewannen. Tzuhsi suchte jetzt in ihrer Verlegenheit das Fortschreiten der Bewegung dadurch zu hemmen, daß sie nach der

Rückkehr des Hofes in die Hauptstadt eine hochtönende Proklamation vom Stapel ließ, die nun auch Reformen in Aussicht stellte und die Haltung der Kaiserin im Jahre 1898 mit ihren jetzigen Worten auf die Art in Einklang zu bringen suchte, die damaligen „Verschwörer“ hätten nicht Reform, sondern Revolution gewollt. Die Befehrerung der alten Despotin zu neuen Ideen wurde aber weder von ihren Freunden noch von ihren Feinden für aufrichtig gehalten. Das ganze Mandarinentum war der Ueberzeugung, daß Tzuhsi bloß den Dummen Sand in die Augen streuen wolle und trieb es ebenso oder schlimmer wie nur je. Aber auch die Neuerungskünstigen blieben dabei, sich nicht auf den guten Willen der Kaiserin zu verlassen, sondern durch Ausbreitung abendländischen Wissens gleichzeitig revolutionäre Ideen zu verbreiten. Diese Bildungsbewegung nahm rasch große Dimensionen an, besonders nachdem der russisch-japanische Krieg von 1904—1905 bewiesen hatte, daß ein asiatischer Staat mit europäischen Einrichtungen und europäischer Bildung sogar einer europäischen Großmacht überlegen sein könne, die in staatlichen Verhältnissen wie China stecken geblieben. Der Krieg zeigte auch von neuem die prekäre Situation Chinas; über die Mandchurei wurde entschieden, ohne daß China überhaupt gefragt worden wäre. Japan aber, das nun vorwärtstrebenden Chinesen erst recht vorbildlich erschien, wurde jetzt der stärkste Anziehungspunkt für die jüngeren chinesischen Literaten, die danach strebten, sich mit dem westlichen Wissen und Können auszurüsten. Dieser Bewegung leistete die chinesische Regierung selber Vorschub, insofern unter ihren Reformankäufen den ernstlichsten Miß ins Alte die Edikte darstellten, die der herkömmlichen Bildung die europäische an die Seite zu setzen befohlen und mit dem herkömmlichen Prüfungssystem ganz zugunsten von Fachprüfungen anstimmten. Viele Tausende von jungen Chinesen gingen nun zu Studienzwecken ins Ausland, vor allem nach Japan, und durchweg wurden sie, je mehr sie sich mit modernem Wissen erfüllten, gleichzeitig um so mehr für einen radikalen Umschwung in ihrer Heimat begeistert. Hierher zurückgekehrt, trugen sie solche Ideen in immer weitere Kreise zunächst der studierenden Jugend, so daß nun das junge Literatentum himmelweit von dem alten konservativen sich unterschied und die stärksten Verfechter der Revolution und der Republik stellte.

Aber weit über diese Kreise hinweg verbreitete sich die Bewegung immer stärker in den Massen der Bevölkerung, und zwar nicht nur unter den ärmeren Teilen, dem städtischen Proletariat und den Kleinbürgern, sowie dem Landvolk, sondern besonders auch unter den Kaufleuten, die erst nach dem Sturz des räuberischen Absolutismus mit seinem korrupten Beamtentum einen selbständigen kapitalistischen Aufschwung Chinas als möglich erkannten. Aber auch ein Teil der größeren Grundbesitzer scheint mit dafür gewesen zu sein, einen verfassungsmäßigen Zustand zu schaffen, wobei das Vermögen nicht mehr von den Einfällen etwelcher Mandarinen abhängig wäre, sondern ohne Bejornnis verwandt werden könne und ganz andere Wertungsmöglichkeiten finde als bisher. Das konservative Großgrundbesitzertum freilich, voran die Mandchus, fürchtete von einer revolutionären Erhebung ihres Besitzes beraubt zu werden, wie denn keine Frage ist, daß in den Kreisen der hart gedrückten Pächter unter der Abschüttelung des Mandchuhoches besonders auch das Loswerden der Rentenzahlung verstanden wurde. Neben dem besitzenden Teile der Mandchus hatte nun auch die chinesische Mandarinentum größtenteils nichts Gutes von einer Umwälzung

zu hoffen, wie die Revolutionäre sie anstrebten. Sonst gehören etwa noch die buddhistischen Mönche, denen die Einziehung ihrer Klostergüter droht, zu den interessierten Anhängern der bestehenden Ordnung oder vielmehr Unordnung der Dinge. Soweit hatte aber selbst in diesen Schichten die Logik der Tatsachen gewirkt, daß man einseh, ganz im bisherigen Stile gehe es nicht weiter, sondern man müßte wenigstens Miene machen, Besserungen vorzunehmen. So kam nach dem russisch-japanischen Kriege die Ära der Angstkonzessionen erst recht in Gang, so daß sogar Tzuhsi sich herbeiließ, noch im Jahre 1905 eine Proklamation zu erlassen, die eine parlamentarische Verfassung versprach. Freilich wurde gleich ausdrücklich gesagt, daß es eine solche Verfassung sein sollte, „die gleichzeitig die souveräne Macht in den Händen des Thrones beläßt und doch den Wünschen des Volkes in Sachen der Verwaltung gerecht wird“. Man erkennt gleich das altbekannte Rezept: Wasch' mir den Pelz, aber mach' ihn nicht naß. Wenn überhaupt ernstlich an den Parlamentarismus gedacht war, so nur an einen solchen, der bloß ein Feigenblatt für den Absolutismus sein sollte. Daher können wir es uns auch ersparen, die sonstigen Reformen aufzuzählen, die auf dem Papier verkündet wurden, im ganzen aber auch auf dem Papier blieben. Dabei wirtschaftete nämlich die Beamenschaft wie bisher weiter und saugte das Volk noch frecher aus, indem die angeblichen Aufwendungen für Reformen als Vorwand für neue Erpressungen dienten, so daß die Last schier unerträglich wurde.

Daran änderte auch das schließliche Hinscheiden Tzuhsis im November 1908 nichts. Merkwürdigerweise starb der nominelle Kaiser, tatsächlich Staatsgefangene, Kuanghsü gerade einen Tag vorher. Dieses Zusammentreffen erklärt sich höchstwahrscheinlich so, daß die Hauptreaktionäre in Erwartung des bevorstehenden Todes der Kaiserin beizeiten den unglücklichen Kuanghsü aus dem Wege räumen wollten, damit er nicht etwa hernach zur Freiheit, Herrschaft und zur Rache an seinen und der Reform Feinden gelange. Es folgte nominell in der Herrschaft ein Kind, für das ein reaktionärer Mandchuprinz die Regentschaft führte. Wie man in offiziellen Kreisen die Situation ansah, beweist u. a. die Tatsache, daß beim prunkvollen Begräbnis Tzuhsis große Vorkehrungen gegen Bombenwerfer getroffen waren. Die Attentatsangst war bereits groß, und es waren auch schon Bombenwürfe im russischen Stil erfolgt. 1907 war auch bereits ein großer Aufstand in den südlichen Provinzen ausgebrochen, der nur mit schwerer Mühe niedergeworfen werden konnte, ohne daß damit die allgemeine Gärung ein Ende genommen hätte. In Peking machten sich in den nächsten Jahren auffällige Schwankungen geltend. Eine Zeitlang wurde unter Quanschikais Regide eine Reformpolitik betrieben, die Beschwichtigung bezweckte. Dann wieder, im Jahre 1909, wurde Quanschikai Knall und Fall entlassen und durch einen waschechten Reaktionär ersetzt. Die Verfassung wurde wiederholt versprochen, aber erst für eine recht ferne Zeit, bis zu der sich noch viel ändern konnte. Gegen diese Vertrostung erhob sich ein Petitionsturm. Die Pekingener Weisheit verstand sich aber zu weiter nichts, als daß im Jahre 1910 eine Art von Vorparlament, eine Körperschaft etwa nach Art des Vereinigten Landtages von 1847, zusammentrat. Auch mit der Selbstverwaltung wurden nicht ernstlich gemeinte Versuche gemacht. Im übrigen wurde im alten Stile weitergewurft. Dabei mehrten sich aber die Anzeichen, daß dem chinesischen Volke der Geduldsfaden zu reißen drohe. 1910 gab es bereits bei einer Reihe von Truppenteilen Meutereien, die bewiesen, daß auch im modern ausgebildeten Militär der revolutionäre Geist mächtig sei, und im Oktober 1911 kam dann schließlich der Moment, wo im Zen-

trum des modernen China, in Wutschang, Sanyang und Hankau der große Aufstand losbrach, der sich rasch auf eine große Anzahl von Provinzen erstreckte und zielbewußt die chinesische Republik erstrebte. Damit kam das große Drama der chinesischen Revolution in Gang, dem nun die europäische Demokratie mit gespannter Teilnahme zuschaut, erfüllt von dem Gedanken, alles daran zu setzen, um etwaige Versuche zu verhindern, die bezwecken würden, von außen her zu vereiteln, daß die chinesische Nation sich selbst eine bessere Zukunft bereitet.



## Mittelalterliche Gesundheitspflege.

Von Alwin Adé.

(Schluß.)

Die ernstesten Ansprüche an die mittelalterliche Gesundheitspflege stellte das Erscheinen der Pest. So hilflos und ohnmächtig die damalige Heilkunde der furchtbaren Seuche gegenüberstand, so trafen die von der Gesundheitspflege getroffenen sanitären Vorbeugungs- und Abwehrmaßnahmen im großen Ganzen doch das Richtige. Nur das Fehlen einer jeden Einheitlichkeit bei Durchführung der sanitären Verordnungen verhinderte meistens den erhofften Erfolg. Man hatte bald erkannt, daß die Pestansteckung nicht nur von den Kranken allein ausging, sondern aus verpesteten Gegenden auch von Gesunden, von Schiffen, durch Kleider usw. übertragen werden konnte. Eine der ersten Schutzmaßnahmen beim Ausbruch der Pest war daher die, sich gegen den Zuzug von auswärtiger Personen und der Zufuhr auswärtiger Waren zu sichern. Die Tore der Städte wurden geschlossen, nachdem alle Nichtbürger und die Armen aus ihnen vertrieben worden waren. Die Seestädte, zum Beispiel Genua, empfingen alle einlaufenden fremden Schiffe mit brennenden Pfeilen. Die heute noch üblichen Desinfektionsvorschriften und Fristen, die sogenannte Quarantäne, wurde damals zuerst von den Seestädten eingeführt. Der Stadtrat von Ragusa bestimmte dafür im Jahre 1377 zuerst eine Dauer von 30 Tagen, die Trentina. Später wurde diese 30tägige Absperrung zu einer 40tägigen, der Quarantina, erweitert. Die erste sanitäre Quarantänestation errichtete Marseille im Jahre 1380, die zweite 1403 Venedig. Bei den Landstädten schwankte die Desinfektionsfrist zwischen 14 Tagen (Freiberg i. S. im Jahre 1506) und 2 Monaten (Erfurt 1625).

Alle angesteckten Gegenden und Städte kamen in den Pestbann. Aus solchen Bezirken wurden weder Menschen noch Waren in pestfreie Orte gelassen. Aller Verkehr nach dorthin wurde abgebrochen, die Straßen verhauen und unpassierbar gemacht. Bei solchen Gegenden, in welchen die Seuche zwar nicht ausgebrochen, aber wegen der Nähe angesteckter Orte die Gefahr des Durchschlüpfens von Menschen und Waren aus der angesteckten Nachbarschaft befürchtet wurde, war ein jeder Verkehr nur gegen Vorzeigung obrigkeitbeglaubigter „Feden“ oder Pestpässe gestattet.

War in einer Stadt die Pest ausgebrochen, so suchte man zunächst das angesteckte Haus oder die Straßen durch Niederreißen oder strengste Absperrung von den noch gesunden Stadtteilen zu isolieren. Sodann erließen die Behörden sogenannte Pestordnungen, Vorschriften für öffentliches wie privates sanitäres Verhalten aller Stadtbewohner der Seuche gegenüber. Besondere Pestärzte wurden angestellt. Tauchten jene in ihren roten Wamsen mit den weißen Peststäben auf, ihr Nahen durch das Klingeln der Fußschellen ankündend, dann mußte jedermann fliehen. Alle Zusammenkünfte, Beerdigung usw. der Bürger wurden untersagt, ebenso der Aufenthalt im Freien in den frühen

Morgen- und späten Abendstunden. Die Hausväter wurden angewiesen, sich mit Räucherwerk (Wassir, Wacholder), sowie Medikamenten (Theriak, Pestpillen usw.) zu versehen. Den infizierten Häusern wurden die nötigen Lebensmittel von besonders angestellten Personen vor die Tür gebracht. Gesunden Hausbewohnern war jedes Zusammensein mit erkrankten Personen verboten. Benutzte Kleider und Betten durften nicht aus dem Kranken- in andere Zimmer gebracht werden.

Vier Wochen nach erfolgter Gesundung oder stattgefundenem Tode konnten die Bewohner der infizierten Häuser wieder ausgehen, nicht aber Orte mit größerer Menschenansammlung, Kirchen, Märkte usw., besuchen. Auch war dann wieder gestattet, Briefe zu schreiben. In den ehemaligen Krankenzimmern durften nach vorgenommener Räucherung und Säuberung sechs Tage lang die Fenster nicht geöffnet werden, um den Nachbarn das Gift nicht zuzuführen. Gebrauchte Betten, Leinentücher usw. mußten sechs Wochen an einem abgelegenen Orte desinfiziert und ausgewittert, alles Bettstroh verbrannt werden. Ein jeder Handel mit alten Kleidern war streng untersagt.

Als Heilmittel gegen die Pest wurden die kuriosesten Dinge verwendet. Um die Pestbeulen zum Ausbruch zu bringen, rupfte man jungen Hühnern oder Tauben die Federn am Dursel ab und hielt sie über die Beulen. Man band lebendige Frösche ganz oder in zwei Teilen zerrissen auf die Beulen. Auch wurden gedörrte Kröten in Wein oder Essig aufgeweicht darüber gebunden. Diese sollten das Gift so mächtig an sich ziehen, daß sie ganz dick davon wurden.

In der Praxis machte die wahnsinnige Furcht, die damals alle Kreise ergriff, auch die besten Absichten der Seuchenabwehr oftmals unwirksam. Die Furcht erstreckte daneben auch den letzten Rest von Mitleid und Menschenliebe. 1655 warfen z. B. in Leipzig die Dienstgeber, die Lehrmeister, die Hausbesitzer ihre Dienstboten, Gefellen und Mietsleute, sobald sie von der Pest befallen wurden, unbarbarisch aus den Häusern auf die Gasse, von wo aus sie vors Tor getrieben, dort elend ankamen. Kinder, denen die Eltern gestorben waren, riefen vergeblich aus den Fenstern der versperrten Häuser heraus um Brot, um Hilfe und Erbarmen. Eltern mußten ihre Kinder, Verwandte ihre Freunde, Herrschaften ihre Dienstboten selbst mittelst Stricken aus dem Hause schleppen oder auf Schubkarren, Dtingetragen usw. vors Tor bringen, wo die Leichen in große, offene Massengräber geworfen wurden.

Zu ähnlichen Szenen führte damals auch das Auftreten der roten Ruhr, des englischen Schweißes und vor allem der Syphilis, denen allen die mittelalterliche Heilkunde ebenso hilflos gegenüberstand wie der Pest. Besonders die Syphilis richtete furchtbare Verheerungen an. Die Städte waren gezwungen, „Franzosenhäuser“ (Franzosenkrankheit nannte man die Syphilis) zu errichten, um dort die Erkrankten zu isolieren. Jeder fremde Angesteckte wurde aus der Stadt geworfen. Bald irrten ganze Scharen von Männern und Frauen, geistlichen und weltlichen Standes, aus Stadt und Dorf verstoßen, in Deutschland umher, vergebens um Hilfe und Rettung flehend. Sie fanden überall nur geschlossene Tore.

Dieß das Mittelalter schon auf dem Gebiete der Seuchenabwehr, der Krankenfürsorge recht viel zu wünschen übrig, so war dies noch mehr der Fall gegenüber der Förderung der persönlichen oder sozialen Gesundheitspflege. Daß auch dieses im Aufgabebereich der Allgemeinheit lag, dafür hatte man recht wenig Verständnis. Man wußte natürlich auch damals schon recht gut, daß ein durch Not, Hunger und Entbehrung ge-

schwächer Körper den Krankheiten ungleich mehr ausgesetzt ist, als ein wohlgenährter, wie man auch wußte, daß in den Quartieren der Armut Epidemien einen ganz anderen Nährboden fanden als in den Quartieren der Reichen. Aber man hielt es für einfacher, statt auf sozialem Gebiete etwas zu tun, bei Ausbruch von Epidemien die Armen aus der Stadt zu jagen, um so für das besitzende Bürgertum die Ansteckungsgefahr zu verringern.

Bis zum 16. Jahrhundert fehlte es den Städten wenigstens nicht an Gelegenheit zur Pflege der körperlichen Keuschheit. Zahlreiche Schweiß- und Dampfbäder (Wien hatte deren im 14. Jahrhundert 29) standen allen Klassen der Bevölkerung zur Verfügung und wurden fleißig benutzt. Durch dieses regelmäßige Baden wurde mancher hygienischer Mangel wieder ausgeglichen, der sonst böse Folgen hätte haben können, z. B. das Fehlen der Unterkleidung bei weiten Kreisen der Bevölkerung. Das Hemd, das heute für arm und reich unentbehrlich ist, war damals ein recht rarere Gegenstand, über den selbst reiche Leute nur im spärlichen Maße verfügten.

Wie an Wäsche, so fehlte es dem Mittelalter auch an Betten. Daher die allgemeine Sitte, z. B. auch in den Gasthäusern, daß zwei und mehr Personen in einem Bette miteinander schlafen mußten. Selbst die Kranken in den Hospitälern wurden zu zweit und dritt in ein Bett gesteckt. Wuch in einer Familie damals Krankheit aus, so war der Gesunde gezwungen, mit dem Kranken nach wie vor das Bett zu teilen.

Seit dem 16. Jahrhundert, als die städtischen Badestuben infolge der grassierenden Syphilis entweder von selbst verödeten oder von den Behörden geschlossen worden waren, war es mit der körperlichen Keuschheit jener Zeit aber gar böse bestellt. Die Menschen wurden mit dem Waschen gar sparsam. Ludwig XIV. pflegte sich des Morgens nur flüchtig mit einem nassen Handtuche oder mit weingeistgetränkten Wattebäuschchen die sichtbaren Körperstellen abzureiben, im übrigen deckte die aufgetragene Puder alle Keuschheitsdefekte. Waschtische und Waschbecken fehlten in den mittelalterlichen Schlafstuben, dafür aber niemals das Bettpult. Noch das Frauenzimmerkerikon vom Jahre 1739 kennt sehr wohl den Gebrauch des Kammerbeckens, das seinen Platz unter dem Bette hatte, erwähnt aber weder Waschtisch noch Waschbecken. Wohl aber das Gießbecken und die dazu gehörige Gießkanne, mit der man etwas Wasser auf die Hände goß und sich dann das Gesicht notdürftig benetzte. Der zu geringe Bedarf an Seife wurde dann durch ein Zubiel an Parfüm verdeckt. Von Körperpflege in unserem Sinne war jedenfalls keine Spur!



### So eng die Stadt. — \*

So eng die Stadt, so eng das Haus —  
Und meine Seele wecket sich  
Und breitet ihre Flügel aus.  
Der goldne Tag schon längst verblüht.

Ein frischer Wind weht übers Meer.  
In fahlem Dämmer schläft die Stadt.  
Und drüber ballt die Luft sich schwer,  
Die meinen Sinn umdüstert hat.

Ihr dunkles Aug' schlägt auf die Nacht  
Und gleitet sternenhell vorbei.  
Ihr Hauch löst das Gebundene sacht,  
Und macht das Erdbedrückte frei.

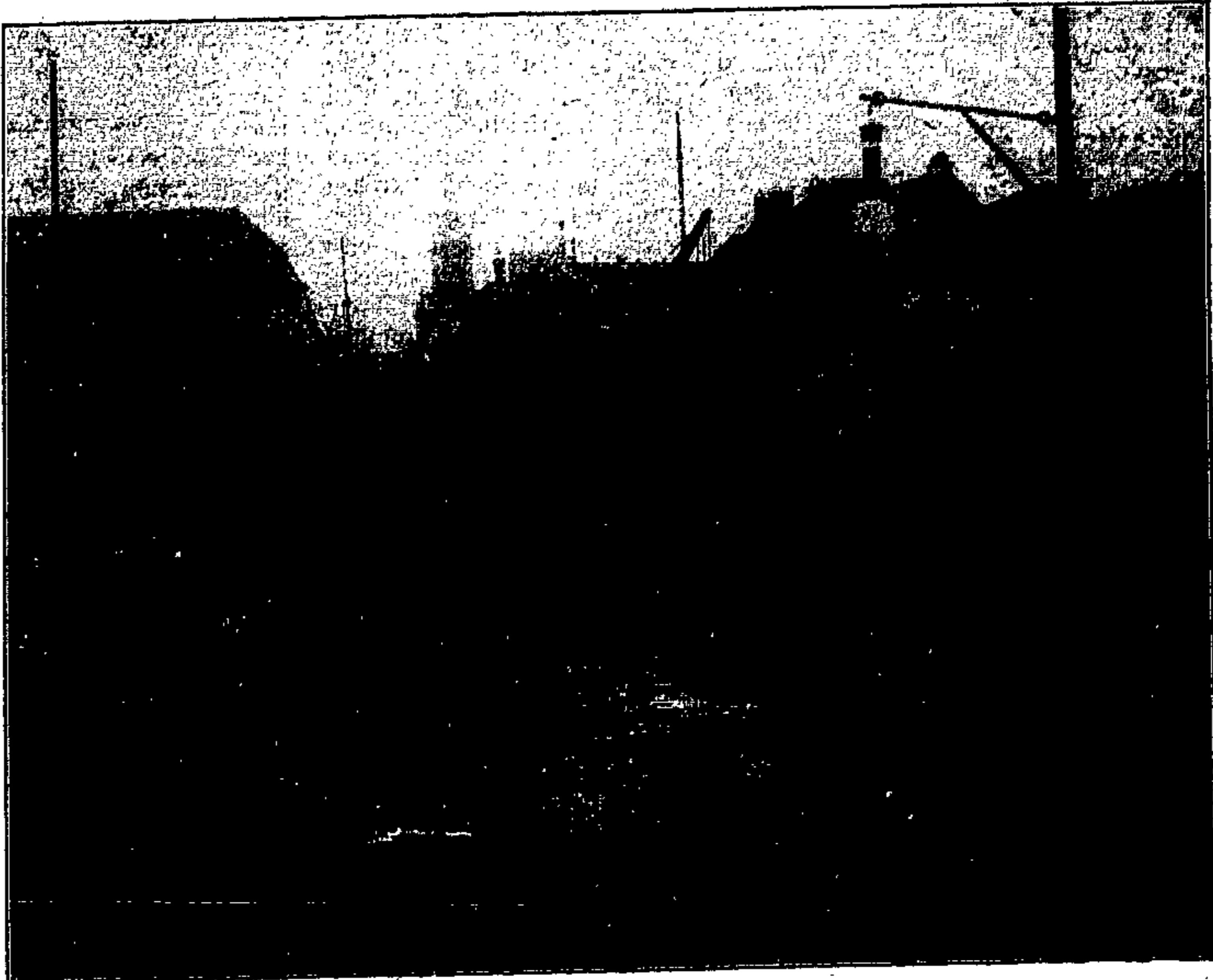
Thora Hartwig.

\* Aus „Gedichte“, Lieder von Thora Hartwig, Leipzig. Modernes Verlagshaus, Curt Wigand, Berlin. Pr. 2 M. Das Buchlein, dem wir die abgedruckte Probe entnommen haben, enthält manches stimmungsvolle Gedicht.

**Selbstverstümmelung im Pflanzenreich.** Manche Tiere üben Selbstverstümmelung, d. h. sie opfern freiwillig ein Glied ihres Körpers, wenn Gefahr dem ganzen Organismus droht. Daß eine ähnliche Erscheinung auch im Pflanzenreich auftritt, wurde seither wenig beobachtet. Im Grunde genommen darf man hierher schon die bekannte Erscheinung des Stengelabfalls bei manchen Bäumen und Sträuchern rechnen. Da stoßen Pflanzen zu Zeiten starker Hitze und großer Wasserarmut plötzlich ihre Blätter ab, ohne daß diese ihre Lebensentwicklung vollständig abgeschlossen haben. Die vielen Laubblätter würden eine Gefahr für das Leben der Pflanze bedeuten, weil sie mehr Wasser zur Verdunstung beanspruchen, als ihr zur Verfügung steht; da gibt sie, um sich am Leben zu erhalten, ihre Verlaubung preis, wie die am Schwanz ergriffene Eidechse ihr Körperende abstößt, um der drohenden Gefahr der Verwundung zu entfliehen. Einem Straßburger Botaniker verdanken wir nun auch den Nachweis, daß manche Pflanzen an der Blüte unter besonderen Umständen eine Art Selbstverstümmelung üben, die Blütenblätter werden abgeworfen, bevor sie den normalen Grad ihrer Entwicklung erreicht haben. Es handelt sich hierbei um eine eigenartige Lebenserscheinung und nicht etwa um einen Altersvorgang. Der gedachte Forscher hat festgestellt, daß die in Betracht kommenden Pflanzen — dazu gehört u. a. das bekannte Kuprechtskraut — ihre Blütenblätter abwerfen, bevor diese gealtert sind, wenn bestimmte Reize ihren Einfluß auf die Blüte geltend machen. Solche Reize gehen vom Leuchtgas, vom Tabakrauch und von der Kohlensäure aus. Es genügt die Anwesenheit ganz geringer Mengen von einem dieser Stoffe in der die Blumen umgebenden Luft, um die Blütenblätter zum vorzeitigen Abfall zu bringen. Bei einer Anhäufung von 40 bis 50 Hundertteilen Kohlensäure in der Luft warfen frisch aufgebrochene Blüten der Königssterze die Blütenblätter schon nach einer halben Minute ab, das Kuprechtskraut nach 3 bis 12 Minuten. Auch hohe Lufttemperatur sowie Verbundungen des Griffels führten zu solcher Selbstverstümmelung. — Erzielt wird dieser Lebensvorgang

durch eine Druckveränderung bei dem Zellinhalt jener Gewebe, die als Trennungsschicht zwischen Blütenboden und Blütenblätter sitzen; eine plötzliche Druckveränderung zerreißt die Trennungsschicht. Der Sinn dieser Erscheinung ist offenbar der gleiche wie beim Stengelabfall der Bäume und Sträucher: die Pflanze soll vor schädlichen Einflüssen bewahrt werden. Die schädigenden Stoffe werden von den Blütenblättern aufgenommen; durch das Abwerfen der

auch die einzelnen Möbelstücke möglichst wiederkehren; nur eine Kommode und ein darüber anzubringender Spiegel waren neu vorgesehen. Diese Kommode war während der ersten Ausstellung immer wieder verlangt worden; die Bedenken, die gegen die nur von oben zugänglichen und damit die Benutzung notwendig ein wenig erschwerten Schubladen, vorzubringen sind, waren doch nicht maßgebend genug, um prinzipiell dies Kastenmöbel abzulehnen. Es kam nur darauf an, die Schubladen möglichst flach und den dann noch verbleibenden Raum des Gesamtkörpers möglichst nutzbar zu machen. Das ist geschehen. Im übrigen sollte Peter Behrens versuchen, den Geist unserer Zeit in die hölzernen Bildungen zu übertragen. Er, der die gewaltigen Körper moderner Fabriken aus Glas und Eisen baute, der ungeheure Massen von Steinen zu streng gegliederten Architekturen schichtete, schien dazu besonders berufen. Daß er sich freudig an die Aufgabe machte, darf als ein Symptom angesehen werden: der Künstler fühlte, wie unbedingt das Arbeitermöbel zum Kulturkreis der Gegenwart gehört. Man darf wohl auch sagen, daß das, was zustande kam, durchaus das Temperament modernen Lebens bedeutlicht, ohne indes der großen Mächtigkeit zu verfallen. Auch das war eine Forderung, die gestellt wurde. Man wollte ein wenig Schmutz. Es bedarf keines Hinweises, daß Behrens, der Fabrikbauer, soweit er diesem Schmutzbedürfnisse entgegenkam, unbedingt die Nutzbarkeit des einzelnen Stückes wahrte. Die



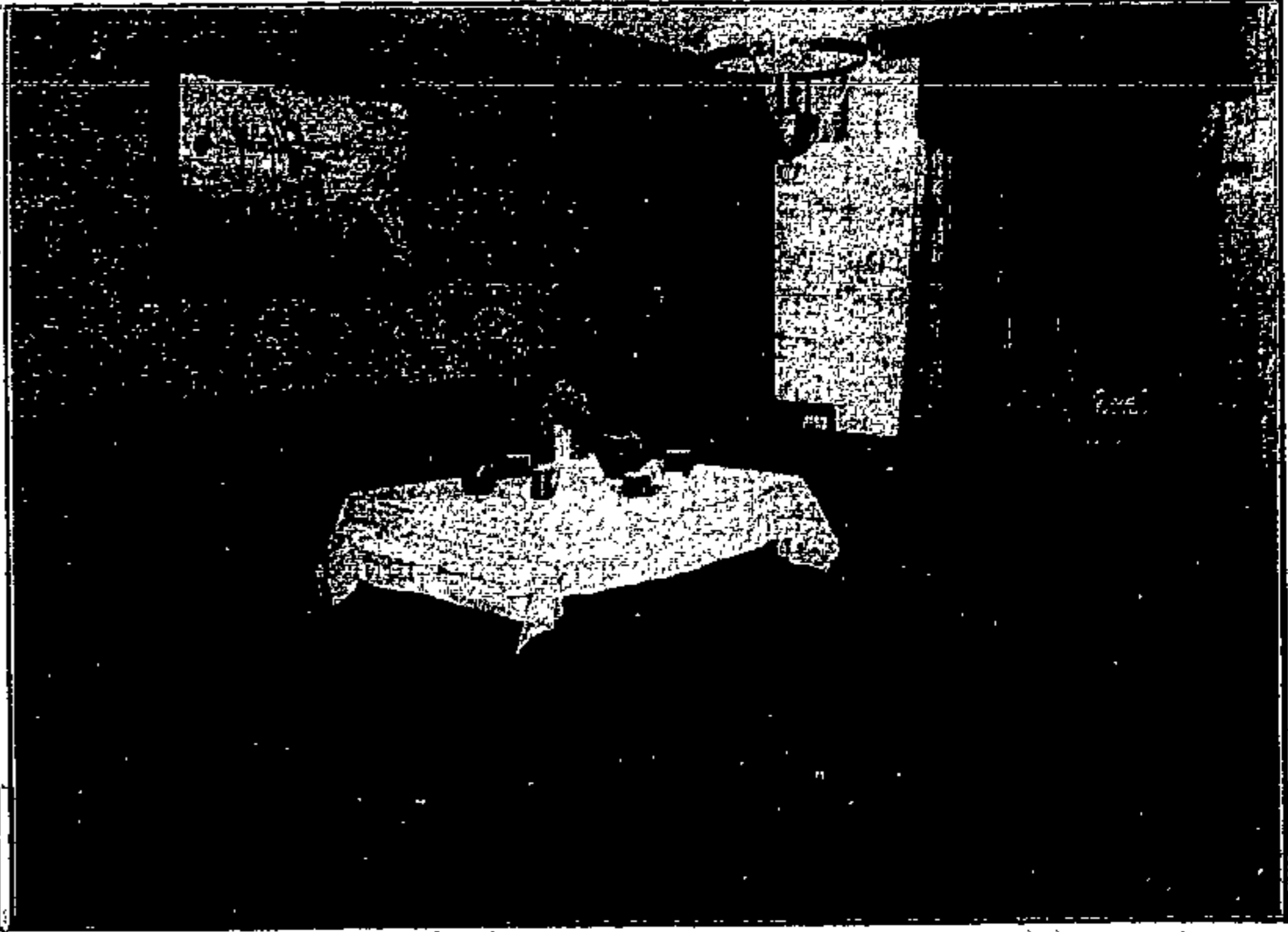
Einsturz des neuen Spree-Tunnels der Berliner Ufergrundbahn.

Blütenblätter wird aber ein Hinüberleiten der Stoffe in die übrigen Organe der Pflanze verhindert. h. **Die neuen Arbeitermöbel.** Die Kommission für vorbildliche Arbeitermöbel hat im Berliner Gewerkschaftshause die zweite Musterwohnung aufgestellt. Wir treffen zwei Zimmer und Küche nach Entwürfen des Professor Peter Behrens; zum Vergleich ist auch noch ein Raum mit den Möbeln des vorigen Jahres (nach Entwürfen von Hermann Münchhausen) zu sehen. Es sollten bei der neuen Type aus technischen und rechnerischen Gründen nach Möglichkeit die Maße der vorjährigen gewahrt bleiben. Der Ausschuss, mit dem zusammen Peter Behrens die neuen Formen bestimmte, hat darauf besonders geachtet. Des weiteren sollten

Möbel wurden abermals in Kiefernholz hergestellt (man kann sie aber auch in Eiche bekommen); sie wurden gebeizt. Für die Stuhl- und Tischmöbel wurde ein grün und grau gestreifter Wolstoff gewählt; mit grün besetzt wurden auch die Fenster des Wohnzimmers. Die Küche will besonders angesehen werden; von ihr darf man sagen, daß es für ihren Preis zur Zeit etwas Besseres auf dem deutschen Markt kaum geben dürfte. r. b. **Die Bedingung der Vaterlandsliebe ist Freiheit und Gerechtigkeit.** Von beiden ist in unseren europäischen Staaten nur das Minimum; die Vaterlandsliebe kann also leicht berechnet werden. Die Vaterlandsliebe der Privilegierten ist der lachende Grimm wilder Tiere, mit welchem sie über ihrem Raub wachen. (Seume.)



Küche.



Wohnzimmer.

Ausstellung von Arbeitermöbeln im Berliner Gewerkschaftshause.